

Bühler · Willer (Hg.)  
Futurologien

# TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für  
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck (†)

Benjamin Bühler · Stefan Willer (Hg.)

# Futurologien

Ordnungen des Zukunftswissens

Wilhelm Fink

Die dieser Publikation zugrunde liegenden Workshops und die Drucklegung dieses Bandes wurden vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Herausgebern.

Umschlagabbildung:

*Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte.*

*Ein Familienbuch für das gesamte geistige Leben der Gegenwart* 14 (1863), S. 436  
(hier nach Art. „Augur“, in: Wikipedia)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2016 Wilhelm Fink, Paderborn  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Printed in Germany.  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5901-5

## Strategie

Strategen sind Zukunftsautoritäten von besonderer Ausprägung. Ihr Zukunftswissen ist entschieden *hierarchisch*, insofern es sich auf die Leitung und Führung einer mehr oder weniger großen Gruppe anderer Menschen richtet, und es ist entschieden *agonal*, insofern es sich auf die Übervorteilung eines Gegners richtet. Beide Charakteristika stehen in einer notwendigen Wechselbeziehung miteinander: Die vom Strategen geleitete Menschengruppe wird mit dem Ziel geführt, eine gegnerische Gruppe zu besiegen, die ihrerseits zu demselben Ziel ebenfalls von einem Strategen angeleitet wird. In dieser Zielhaftigkeit liegt die wesentliche Zukünftigkeit strategischen Planens und Handelns; der Strategie will also immer Teleologie sein. Sein Ziel ist aber prinzipiell doppelt: einerseits das anvisierte *target* einer konkreten strategischen Operation, andererseits der Erfolg, auf den diese Operation – oder die Summe mehrerer Operationen – letztlich hinführen soll. Die doppelte Zukünftigkeit des eher kurzfristigen Vorausplanens und der eher langfristigen Zielvorgabe stellt ein Kernproblem fast jeder Strategie dar.

Die erste Erscheinungsform und bleibende Bezugsgröße des Strategen ist der Heerführer (griechisch *stratós*, ‚Heer‘ und *ágein*, ‚führen‘).<sup>1</sup> Aus dem militärischen Bereich stammt auch die Grundunterscheidung zwischen dem Planungswissen der Strategie und dem situativen Wissen der Taktik (*tássein*, ‚anordnen‘, ‚aufstellen‘). Nach Michel de Certeau einschlägiger Formulierung handelt es sich zunächst um einen räumlichen Unterschied: Die Bedingung der Möglichkeit von Strategie bestehe in der Ablösung eines Subjekts von seiner „Umgebung“, während die Taktik „nur den Ort des Anderen“ habe.<sup>2</sup> Das ist der Unterschied zwischen dem Umschau haltenden Feldherrn auf dem Hügel und dem in Kämpfe verstrickten Soldaten auf dem Schlachtfeld. Certeau übersetzt diese räumliche Differenzierung in einen Unterschied zwischen Räumlichkeit einerseits und Zeitlichkeit andererseits: Strategie bedeute die „*Etablierung eines Ortes*“, Taktik hingegen den „geschickten *Gebrauch der Zeit*“.<sup>3</sup> Letzteres meint einen spezifischen Umgang mit Gegenwärtigkeit, eine Art, sich jeweils synchron, sozusagen ‚echtzeitig‘, im Raum anzuordnen. Demgegenüber bedeutet der feldherrliche Überblick des Strategen immer auch einen Blick in potenzielle Zukünfte. Allerdings ist dieser genuin strategische, zukunftsorientierte Gebrauch der Zeit von der taktischen ‚Echtzeit‘ keineswegs vollständig abge-

---

1 Der Ausdruck *stratégos* ist früher belegt als *stratēgia*, vgl. Beatrice Heuser: *The Strategy Makers. Thoughts on War and Society from Machiavelli to Clausewitz*, Santa Barbara, CA: Praeger 2009, S. 1f.

2 Michel de Certeau: *Kunst des Handelns* (1980), übers. von Ronald Vouillé, Berlin: Merve 1988, S. 23.

3 Ebd., S. 92.

löst, denn zum einen wird strategische Futurität in taktische Anordnungen umgesetzt, also autoritativ in Gegenwärtigkeit verwandelt, und zum anderen bedarf sie fortwährender Rückmeldungen aus dem taktischen Bereich.

Neben den Strategen der Kriegsführung gibt es zahlreiche andere. Man kann sich darüber streiten, ob die Anwendung der Bezeichnung ‚Strategie‘ und ‚Strategie‘ auf parteipolitische Auseinandersetzungen (Wahlkämpfe) und privatwirtschaftliche Konkurrenzsituationen (Expansionsbestrebungen, Werbefeldzüge) zu einer Zivilisierung des Konzepts Strategie oder zu einer Militarisierung des Politischen und Ökonomischen führt. In jedem Fall scheint es aber so zu sein, dass in diesen Anwendungen die hierarchischen und die agonalen Aspekte der Strategie einander überlagern. Politisch-ökonomische Strategen führen nicht einfach ihr Heer gegen das eines konkurrierenden Gegners ins Feld, sondern zielen immer auch auf eine mit diesem nicht direkt verbundene Gruppe: das Wahlvolk, die Konsumenten. Diese ‚Zielgruppe‘ kann für den Strategen durchaus Züge eines kollektiven Gegners annehmen, eines Gegners allerdings, den man nicht besiegen, sondern gewinnen muss. In nochmaliger Erweiterung lässt sich der Begriff der Strategie auf jede Art der geplanten Entscheidungsfindung beziehen, womit potenziell jedes Individuum zum Strategen, zur Strategin wird.<sup>4</sup> Dafür müssen die hierarchisch-agonalen und die teleologischen Grundbedingungen des Strategie-Begriffs nicht aufgegeben werden. Sie wären wohl in einer Art Selbstaufspaltung des modernen Individuums, etwa in seiner Erscheinungsform des ‚flexiblen Menschen‘ (Richard Sennett) oder des ‚unternehmerischen Selbst‘ (Ulrich Bröckling), zu vermuten.

Statt das Problem auf diese Weise weiter zu komplizieren, beschränken sich die folgenden Erörterungen auf einzelne Exemplare des militärischen Strategen. Zunächst geht es, am fiktionalen Beispiel des *Wallenstein* von Friedrich Schiller, um ein strategisches Subjekt von problematischer Handlungsmacht, die sich vor allem in einem ver- und aufschiebenden Zeitmanagement ausdrückt. Dann wird anhand zweier bedeutender Kriegstheoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts, Carl von Clausewitz und Herman Kahn, strategische Autorität über das Moment der Autorschaft und der Theoriebildung erörtert. In einem Ausblick wird schließlich diskutiert, inwiefern sich heute in den ‚neuen Kriegen‘, unter dem doppelten Vorzeichen der Asymmetrisierung und der Automatisierung des Kriegsgeschehens, auch die Rolle des Strategen verändert.

## Der temporisierende Strategie

„Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn, / Weitsehend, planvoll mir zusammenknüpfen“. Mit diesen Worten fasst Wallenstein, der Protagonist von Friedrich Schillers gleichnamiger Dramen-Trilogie von 1798/99, sein strategisches Dilemma zusam-

4 Lawrence Freedmann: *Strategy. A History*, Oxford u.a.: Oxford University Press 2013, S. IXf.: „Everyone needs a strategy. [...] Individuals have their own strategies [...]. In fact, there is now no human activity so lowly, so banal, or intimate that it can reasonably be deprived of strategy.“

men.<sup>5</sup> Die Passage findet sich im einzigen Monolog der Titelfigur – im ersten Akt des dritten Teils –, der mit dem berühmten Vers beginnt „Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?“ (T 139). Allerdings besteht das eigentliche Dilemma nicht darin, durch widrige Umstände am willentlichen Handeln gehindert zu sein. Vielmehr erkennt Wallenstein an dieser Stelle, dass sein vermeintlich ureigener Entschluss zum Verrat an der kaiserlichen Sache und zur Verständigung mit der protestantischen Gegenseite „planlos“ zustande gekommen und ohne Absicht „geschehn“ sei. Hingegen sind „sie“ – Wallensteins Kontrahenten auf der kaiserlichen Seite – in der Lage, das „Jetzt“ der Situation zukunftssträchtig zu nutzen. Der Ausdruck „weitsehend, planvoll“ ist doppelt beziehbar: Indem die Gegner Wallensteins planloses Geschehenlassen im Nachhinein *als* vorausschauend und planvoll „zusammenknüpfen“, verfolgen sie selbst planvoll ihre Absicht, ihn wegen seiner militärisch-politischen Unzuverlässigkeit beim Kaiser zu verklagen und so zu Fall zu bringen.

Albrecht von Wallenstein, Herzog zu Friedland, markiert als Feldherr des Dreißigjährigen Krieges einen Typus des Strategen vor der engen Bindung der Kriegsführung an nationalstaatliche Interessen. In dieser Hinsicht hatte ihn Friedrich Schiller bereits zu einer zentralen Figur seiner 1793 erschienenen *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* erhoben. Durch die schon dort betonte notorische Handlungsverweigerung Wallensteins scheint dieser nicht nur ein defizitärer Strategie, sondern auch ein defizitäres dramatisches Subjekt zu sein; doch gerade das macht die *Wallenstein*-Trilogie mit ihrem vor-modernen Protagonisten zu einem für die Moderne richtungsweisenden „Drama der Geschichte“: Die historische Handlung ist zwar um den titelgebenden Strategen zentriert, hat diesen aber nicht als den einen, einzigen Helden im Fokus, sondern schreitet in Form von „mehreren gegeneinander wirkenden und sich überkreuzenden Handlungen“ voran.<sup>6</sup> Die historische Teleologie, die noch Schillers Geschichtskonzept in der Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* (1789) prägte, wird damit nachdrücklich in Zweifel gezogen. Umso sichtbarer wird aber Teleologie als Problem der Zukünftigkeit – und somit als Problem sowohl des Strategen Wallenstein als auch des Dramas *Wallenstein*.

Strategisches Zukunftshandeln ist in diesem Drama eine Angelegenheit der Vergangenheit, die zwar historisierbar, aber nicht in sich abgeschlossen ist – weil sie selbst in die Zukunft weist. Diese Zukunft ist, wie im Prolog zum ersten Teil deutlich gemacht wird, zum einen die Gegenwart des endenden 18. Jahrhunderts, denn „in diesen Tagen“ sehe man die staatspolitische „Form“ zerfallen, „die einst vor hundert / Und funfzig Jahren“ (1648, von 1798 aus zurückgerechnet) zustande kam (70-73). Zum anderen ist die Zukunft aber auch diejenige Zeit, die von der

5 Friedrich Schiller: *Wallensteins Tod*, in: ders.: *Werke. Nationalausgabe*, Bd. 8, neue Ausgabe, Teil 1, hg. von Norbert Oellers, Weimar: Böhlau 2010, Vers 171f. Die folgenden Nachweise aus *Wallenstein* (nach dem Erstdruck von 1800) stehen in Klammern direkt im Text. Dabei folgt auf die Siglen L (*Wallensteins Lager*), P (*Die Piccolomini*) und T (*Wallensteins Tod*) die Angabe der Verszahlen. Der Prolog wird ohne Sigle mit Angabe der Verszahl zitiert.

6 Wolfram Ette: „Wallenstein – das Drama der Geschichte“, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 85 (2011), S. 30-46, hier S. 34.

Gegenwart aus erst noch im Kommen ist: „der Zukunft hoffnungsreiche Ferne“ (78). Es handelt sich hier um eine Verschränkung der Zeitformen, bei der die Vergangenheit futurisiert, die Zukunft historisiert und das immer wieder hervorgehobene „Jetzt“ der Gegenwart als flüchtiger Durchgang zwischen den Zeiten erkennbar wird. Genau diese Flüchtigkeit des Jetzt sorgt im Fall der Hauptfigur dafür, dass eine handlungsleitende strategische Planung erheblich erschwert wird.

Am deutlichsten gilt das für die Auseinandersetzungen, in denen Terzky und Illo, die engsten Vertrauten Wallensteins, sich für den sofortigen Abfall vom Kaiser aussprechen. Mit den Worten „Jetzt hast du sie, jetzt noch!“ (P 948) beschwören sie den Feldherrn, die Gunst der Stunde zu nutzen und die in Böhmen anwesenden Heerführer um sich zu sammeln. Dagegen setzt Wallenstein eine abwartende Haltung, die Illo als „temporisieren“ (P 922) kennzeichnet. In diesem frühneuzeitlichen Fremdwort (einem der wenigen Fälle, in denen Schiller den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts verwendet) wird ein Doppelsinn des lateinischen *tempus* aktualisiert: einerseits der ‚glückliche, rechte Augenblick‘, andererseits die ‚Zeitspanne‘. Wallenstein betreibt eine Verzeitlichung der Zeit, eine Futurisierung des *Zeitpunkts* hinein in eine künftige *Zeitdauer*, deren Erstreckung noch nicht absehbar ist. Dafür steht eine nur zwei Verse umfassende Wechselrede zwischen Wallenstein und seinem Schwager Graf Terzky:

WALLENSTEIN. Die Zeit ist noch nicht da.  
 TERZKY. So sagst du immer.  
 Wann aber wird es Zeit seyn?  
 WALLENSTEIN. Wenn ich's sage. (P 958f.)

Hier wird die Frage nach dem „Wann“ mit Wallensteins Verfügung über das „Wenn“ beantwortet, das wiederum doppeldeutig ist: temporal („sobald“) und konditional („falls“). Grammatisch erscheint das Tempus also zugleich als Modus. Schon dadurch wird hervorgehoben, dass die Zukunft eng mit der Art und Weise des Sprechens zusammenhängt. Dieser Umstand wird nochmals unterstrichen, wenn aus Terzkys zunächst unmarkiertem „So sagst du immer“ Wallensteins deziertes „Wenn ich's sage“ wird. Es ist also ein *Sprechakt*, der die rechte Stunde nicht nur signalisieren, sondern überhaupt erst bewirken soll – allerdings ein Sprechakt, der sowohl ins Futur wie ins Konditional verschoben und immer weiter verschiebbar wird.

Demgegenüber wird die von Illo und Terzky eingeforderte Gegenwärtigkeit wiederholt als die eigentliche soldatische Tugend gekennzeichnet. So lobt der zunächst auf Wallensteins Seite stehende General Buttler im vierten Akt der *Piccolomini* den „große[n] Augenblick der Zeit“, in dem das Glück „[d]em Tapfern, dem Entschloßnen“ günstig sei (P 2014f.), und betont: „Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind.“ (P 2011) Bei dieser Sichtweise bleibt er auch später, als er zum Gegner Wallensteins wird und das von Octavio Piccolomini begonnene Komplott zu Ende führt. Denn Buttler vermag die beiden von ihm angeworbenen Hauptmänner gerade deshalb von dem Mord am Feldherrn zu überzeugen, weil er ihnen plausibel machen kann, dass Wallensteins „Glücksstern [...] gefallen“, es also mit seinem



Kriegsglück „auf immerdar“ vorbei sei (T 3254-3256), während die Mörder in ihrer eigenen Sichtweise „Soldaten der Fortuna“ sind. Dabei geht es nicht zuletzt ganz konkret um den Sold: „wer / Das meiste bietet, hat uns.“ (T 3239f.)

Buttler selbst sieht keinerlei Widerspruch darin, dass die beiden als „ehrliche Soldaten“ zugleich „Fortüne machen“ wollen. (T 3241f.) In der Tat folgt er in dieser Verknüpfung von Soldatenehre, Glück und Geld dem Beispiel Wallensteins, wie es maßgeblich in *Wallensteins Lager* aufgestellt wird. Hier, im Auftakt zur Trilogie, entwirft Schiller die Hintergrundfolie, vor der die Vorgänge der beiden folgenden Teile und der inkriminierte politische Verrat des Feldherrn am Kaiser überhaupt erst verständlich werden: „Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen“, heißt es im Prolog zum ersten Teil (118). Die im *Lager* betonte Loyalität der Soldaten zum Feldherrn hängt vom Sold ab. Man wird gut bezahlt, gepflegt und einquartiert, erhält seinen Anteil an der Beute und lobt daher das reine Gegenwart des Kriegsglücks: „Heute da [...] und morgen dort“ (L 134), „Mich dem Augenblick frisch vertrauen, / Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen“ (L 244f.), „weil sich's nun einmal so gemacht, / Daß das Glück dem Soldaten lacht“ (L 988f.).<sup>7</sup>

Angesichts dieser saloppen Knittelverse kann man leicht übersehen, dass *Wallensteins Lager* ein bemerkenswertes Stück experimenteller Literatur ist. Es handelt sich um den programmatischen und konsequent durchgeführten Versuch, den Krieg durch die kollektive *dramatis persona* des Heeres zu perspektivieren, das über die Planungen des Generalstabs allenfalls Mutmaßungen anstellen kann.<sup>8</sup> Zur Anschauung kommt in Schillers *Wallenstein*-Trilogie also – mit der oben getroffenen Unterscheidung – zunächst das situative Wissen der Taktik, bevor das Planungswissen der Strategie thematisiert wird. Folgerichtig werden auch in *Die Piccolomini* und *Wallsteins Tod* die Strategien der Heerführer immer wieder auf die Außenwelt des Heerlagers bezogen, etwa wenn Octavio berichtet, man habe begonnen, „Meuterey / Im Lager auszusäen“ (P 2346f.), Terzky von einem „Rennen und Zusammenlaufen / Bey allen Truppen“ spricht (T 1594f.) oder Wallenstein mit Buttler erörtert, „[w]ie dieser Lärmen / Ins Lager kam“ (T 1725f.). Erst im situativen Handeln der Soldaten zeigen sich die Effekte strategischer Vorausplanung – die erwünschten und die unerwünschten. Damit wird die Wirkungsweise der Strategie ebenso deutlich wie ihre Beschränktheit.

In einer Lektüre von *Wallenstein* als Drama der Kriegsführung hat Jan Mieszkowski darauf hingewiesen, dass die verhandelten Strategien vor allem eines vor Augen führen: „the instability of military agency“.<sup>9</sup> Die Frage nach dem Wann des Handelns wird damit als zentrale Frage des Stückes umso deutlicher, weil sie aus

7 Mit dem Konzept ‚Glück‘ hängt auch das des ‚Spiels‘ eng zusammen, vgl. dazu Christian Sinn: „Würfel, Schach, Astrologie. Macht und Spiel in Friedrich Schillers ‚Wallenstein‘-Trilogie“, in: *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts* (2005), S. 124-168.

8 Zur dramaturgischen Funktion des Kollektivs vgl. Hannelore Schlaffer: *Dramenform und Klassenstruktur. Eine Analyse der dramatis persona „Volk“*, Stuttgart: Metzler 1972, dort zu *Wallensteins Lager* S. 36, 40 und 59.

9 Jan Mieszkowski: „The Pace of Attack: Military Experience in Schiller's *Wallenstein* and *Die Jungfrau von Orleans*“, in: *Goethe Yearbook* 16 (2009), S. 29-46, hier S. 30.

der Zeitlichkeit des Krieges heraus nicht beantwortet werden kann: „it is very much an open question whether there will ever be a time outside of wartime.“<sup>10</sup> Die Kriegszeit in ihrer Immanenz ist die unabsehbare, nicht enden wollende Zeit kriegerischer Handlungen, die Zeit des ‚Temporisiere[n]‘ schlechthin. Wallensteins Zaudern bietet genau deswegen „eine elementare Szene für die Kontingenz der historischen Welt“,<sup>11</sup> weil es als genuin kriegsstrategische Verhaltensweise erkennbar wird. Dennoch muss im Krieg selbst das *Ende* des Krieges, seine zweckmäßige wie zeitliche Finalität, anvisiert werden: „Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg.“ (P 485)

### Der theoretisierende Strategie

Der Zusammenhang von Kriegsplan, Kriegsziel und Kriegszeit ist von zentraler Bedeutung für die von Lawrence Freedman so genannte „New Science of Strategy“,<sup>12</sup> die sich seit dem späten 18. Jahrhundert als Lehre von der militärischen Entscheidbarkeit zwischenstaatlicher Konflikte herausgebildet hatte. Große historische Strahlkraft erhielt diese Lehre zweifellos durch die Gestalt Napoleon Bonapartes mit der Kombination von „individual genius and mass organization“; doch vor allem wurde der Strategie in jener Zeit zum „distinctive professional“, der den Entscheidungsträgern sein „specialist advice“ anbot.<sup>13</sup> Aus der Professionalisierung und Verwissenschaftlichung resultierte ein Expertendiskurs, der zwar in der Politikberatung funktional gebunden war, aber zu weit ausgreifenden theoretischen Erörterungen führen konnte. In der Frage, wie sich ein solcher Diskurs in militärische Handlungsanweisungen zurückübersetzen lasse, verdoppelt sich das Problem der strategischen Finalität. Wichtige Kriegstheoretiker des 19. und 20. Jahrhunderts wie Carl von Clausewitz und Herman Kahn entwickelten dafür eigentümliche Denk- und Schreibweisen.

Der preußische General und Militäradministrator Carl von Clausewitz begann sein Buch *Vom Kriege* in den 1810er Jahren; es erschien unvollendet 1832, im Jahr nach seinem Tod. Die langjährige Entstehungs- und unabgeschlossene Umarbeitungsgeschichte ist ein Indiz für die Schwierigkeit, eine sowohl pragmatisch anwendbare wie methodisch differenzierte Kriegstheorie zu liefern. In der Vorrede, verfasst von Clausewitz' Witwe, wird eine nachgelassene Notiz des Verfassers zitiert, in der es heißt, die vorliegenden „Materialien“ seien „ohne vorher gemachten Plan entstanden“ und hätten zunächst „ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang“ nur eine Sammlung von maximenartigen „gedrungenen Sätzen“ ergeben sollen.<sup>14</sup> Dass hier von einer initialen Planlosigkeit gesprochen wird, ist von mehr als anekdotischem Belang, denn Planbarkeit, Kohärenzstiftung und Sys-

10 Ebd.

11 Joseph Vogl: *Über das Zaudern*, Zürich u.a.: Diaphanes 2007, dort zu Wallenstein S. 39-55, hier S. 55.

12 Freedman: *Strategy* (Anm. 4), S. 69.

13 Ebd., S. 70 und 72.

14 Carl von Clausewitz: *Vom Kriege* (1832), München: Ullstein Heyne List 2003, S. 14f.

tematizität werden von Clausewitz immer wieder als Anliegen der Kriegsführung selbst thematisiert – allerdings als Anliegen, die so kaum einmal in die Praxis umgesetzt werden können. Dafür steht das Konzept der „Friktion im Kriege“, das all das bezeichnet, „was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet“, insbesondere den Umstand, „daß alles aus Individuen zusammengesetzt ist“. <sup>15</sup> Als Inbegriff der Unvorhersagbarkeit kriegerischer Handlungen ist „Friktion“ die wesentliche Stör-, aber auch Richtgröße der Militärstrategie.

Clausewitz entwickelte sein richtungsweisendes Interesse für die Fallstricke der Planbarkeit aus der Erfahrung der Napoleonischen Kriege. Gerade aufgrund dieser Erfahrung neigte er zunächst zu der Ansicht, der Krieg könne nur aus sich selbst heraus, als *absoluter* Krieg, verstanden werden, und kam erst später zu einer stärker instrumentellen Einschätzung. <sup>16</sup> Noch in der überlieferten Fassung von *Vom Kriege* finden sich aber beide Perspektiven, in teils kontrastierender, teils komplementärer Weise. So heißt es im achten und letzten Buch, das den „Kriegsplan“ behandelt, unter der Zwischenüberschrift „Absoluter und wirklicher Krieg“:

Der Kriegsplan faßt den ganzen kriegerischen Akt zusammen, durch ihn wird er zur einzelnen Handlung, die einen letzten endlichen Zweck haben muß, in welchem sich alle besonderen Zwecke ausgeglichen haben. Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will, das erstere ist der Zweck, das andere das Ziel. <sup>17</sup>

Mit dieser Unterscheidung des *mit* dem Krieg zu erreichenden *Zwecks* und des *im* Krieg zu erreichenden *Ziels* rekurriert Clausewitz auf seine berühmte einleitende Definition des Krieges als „*bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln*“. <sup>18</sup> Auch dort ist von einem außerkriegerischen „Zweck“ die Rede, von dem „das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung“ abgeleitet wird, „den Feind wehrlos [zu] machen“. Dieses kriegsimmanente Ziel ist nun aber dem außerkriegerischen, politischen Zweck nicht einfach untergeordnet, sondern „vertritt den Zweck und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.“ <sup>19</sup> In der Verdrängung der staatspolitischen Zwecke durch die kriegsimmanenten Ziele liegt die Tendenz des Krieges zur Verabsolutierung seiner selbst; umgekehrt wird diese Tendenz durch das Eindringen des Politischen immer wieder gestört. Clausewitz' diesbezügliche Äußerungen sind ambivalent: Einerseits droht der Krieg in seiner Ausrichtung auf die Politik zu einem „Halbdinge“ zu werden, andererseits erscheint er dort, wo er wirklich einmal mit absoluter Gewalt auftritt – wie im jüngsten historischen Beispiel Bonapartes –, als „warnende[s] Beispiel[ ] von der zerstörenden Kraft des losgelassenen Elements“. <sup>20</sup>

15 Ebd., S. 86 (Erstes Buch, Siebentes Kapitel).

16 Vgl. Herfried Münkler: *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Weilerswist: Velbrück 2002, S. 91-115; Freedman: *Strategy* (Anm. 4), S. 82f.

17 Clausewitz: *Vom Kriege* (Anm. 14), S. 651 (Achstes Buch, Zweites Kapitel)

18 Ebd., S. 44 (Erstes Buch, Erstes Kapitel).

19 Ebd., S. 27 f.

20 Ebd., S. 651 und 654 (Achstes Buch, Zweites Kapitel).

Zudem ist zu bedenken, dass Clausewitz gegen den ‚absoluten‘ ja gerade den ‚wirklichen‘ Krieg argumentativ ins Feld führt, womit erneut die ‚Friktion‘ ins Spiel kommt. Auch die Politik gehört demnach zu den ‚Friktionen im Kriege‘ – und *des Krieges* –, also zu dem, was die Kriegsführung bedingt, indem es sie behindert. Daher muss sich der Strategie nach Clausewitz’ Prämissen, mehr aber noch nach seinen fortgeführten Differenzierungen, immer mit der Begrenzbarkeit, also mit der Beendbarkeit des Krieges auseinandersetzen. Auch wenn die immanente Zeitlichkeit des Krieges, wie es im Kapitel „Vereinigung der Kräfte in der Zeit“ heißt, immer auf Synchronie und Jetztzeit, auf die „gleichzeitige Anwendung aller für einen Stoß bestimmten Kräfte“, abzielt,<sup>21</sup> muss die theoretische Befassung mit dem Krieg doch ein futurisches Jenseits des Krieges in Rechnung stellen: eine Zeit nach dem Krieg, eine Nachkriegszeit.

Über hundert Jahre nach Clausewitz, nach zwei Weltkriegen und im Zeichen des atomaren Wettrüstens, war das Problem der kriegerischen Finalität ebenso wie das des absoluten Krieges grundlegend neu zu formulieren. In dieser Situation entwarf Herman Kahn in seinem Buch *On Thermonuclear War* (1960) nicht nur eine Strategie der nuklearen Abschreckung (*deterrence*), sondern reflektierte auch über die Folgen eines potenziellen nuklearen Krieges.<sup>22</sup> Der Physiker Kahn war der Inbegriff des zivilen Strategen, der Politik und Militär als unabhängiger Experte beriet.<sup>23</sup> Als Mitglied der RAND (*Research and Development*) Corporation war er Teil einer futurologischen Denkfabrik, außerdem ein herausragender und umstrittener öffentlicher Intellektueller, ein „One-Man Think Tank“.<sup>24</sup> In seiner provozierend nüchternen Kriegstheorie ging er der Frage nach, ob man angesichts neuer Massenvernichtungswaffen überhaupt noch Kriege ‚führen‘, ob es also bei einem Atomkrieg noch Strategie geben könne. Dabei verwandelte sich das Clausewitz’sche Interesse für den *wirklichen* Krieg in das Nachdenken über einen *möglichen* Krieg.

„Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg“ – so lautete ja, nochmals in Schillers Worten, die klassische Finalitätsformel. Mit der atomaren Bewaffnung kam nun ein eschatologisch-apokalyptisches ‚Letztes‘ in Betracht, das sonst außerhalb aller strategischen Verfügung gestanden hatte. Gemäß Günther Anders’ These von der „Antiquiertheit des Menschen“ war es geradezu überlebensnotwendig geworden, die „Apokalypse-Blindheit“ zu überwinden und sich einzugestehen, dass „*die Menschheit als ganze* [...] heute tötbar“ geworden sei, und zwar durch sich selbst.<sup>25</sup> Auch Kahn fasst in *On Thermonuclear War* den Atomkrieg von seinem

21 Ebd., S. 190 (Drittes Buch, Zwölftes Kapitel).

22 Offenbar ohne nähere Kenntnisnahme von Clausewitz oder anderen Kriegstheoretikern; vgl. Barry Bruce-Biggs: *Supergenius. The Megaworlds of Herman Kahn*, New York: North American Policy Press 2000, S. 97.

23 Vgl. dazu die zeitgenössische Diskussion bei Irving Louis Horowitz: *The War Game. Studies of the New Civilian Militarists*, New York: Ballantine 1963; außerdem Freedman: *Strategy* (Anm. 4), S. 145-177.

24 Vgl. Claus Pias: „One-Man Think Tank‘. Herman Kahn, oder wie man das Udenkbare denkt“, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 3 (2009), H. 3, S. 5-16.

25 Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution* (1956), München: Beck 1983, S. 243.

Ende her auf, aber gerade nicht in eschatologischer Perspektive. Statt dessen fragt er, in betontem Desinteresse an den Konzepten ‚Menschheit‘ und ‚Menschlichkeit‘ („always abstracting from the humanitarian aspects“<sup>26</sup>), nach der potenziellen Überlebensqualität von Einzelmenschen, die allerdings immer in den großen Zahlen statistischer Berechnungen erscheinen. „Will the Survivors Envy the Dead?“<sup>27</sup>, so lautet die Überschrift eines der ersten Kapitel. Hier ist in kühlem Optimismus von genetischen Schäden durch radioaktive Verstrahlung und von gleichwohl wieder einsetzender Reproduktion, von Erholung und Wiederaufbau und vom Überleben bürgerlicher Werte die Rede.<sup>27</sup>

Es geht Kahn also darum, den atomaren *overkill* von einer vermeintlich absoluten oder totalen Katastrophe zu einer berechenbaren Größe zu machen: „The answer depends on how one defines ‚totally catastrophic‘; a catastrophe can be pretty catastrophic without being total.“<sup>28</sup> Mit solchen Überlegungen wird die Frage nach der fortgesetzten Möglichkeit von Strategie klar bejaht. Was man nach Kahn denken und aus-denken muss, ist die Machbarkeit und ‚Führbarkeit‘ (*feasibility*) eines Atomkriegs.<sup>29</sup> Dahin zielen die in der RAND Corporation entwickelten, auch für die zivile Futurologie einschlägig gewordenen Methoden und Techniken, die Kahn geradezu mustergültig im Kapitel „Some Strange Aids to Thought“ seines Nachfolgewerks *Thinking About the Unthinkable* auffächert: das vorwiegend abstrakt-quantifizierende „Modell“, in dem einzelne Parameter kontrolliert verändert werden können, das dynamischere „Szenario“, das mögliche Ereignisfolgen auffächert, das „Spiel“, in dem mehrere Beteiligte über einen längeren Zeitraum hinweg die agonalen Verhältnisse eines militärischen Konflikts simulieren, und die „historischen Exempel“, die – unter Einschluss fiktionaler Literatur – prototypische Situationen liefern.<sup>30</sup>

Neuartig ist bei Kahn aber auch die Finalität, die der Strategie selbst zugeschrieben wird. Im Vorwort zu *On Thermonuclear War* heißt es: „*This book is dedicated to the goal of anticipating, avoiding, and alleviating crises.*“<sup>31</sup> Die drei Verben ‚antizipieren, vermeiden und lindern‘ eröffnen einen beträchtlichen Spielraum, so dass es wohl falsch wäre, die *Verhinderung* des Krieges als einziges Ziel (*goal*) anzusehen. Immerhin ist es aber nicht erst der Krieg, sondern schon die Eskalation des politischen Konflikts zur Krise, die antizipatorisch bearbeitet werden soll. Für die Autoritätsfigur des Strategen ist dabei entscheidend, dass er sich selbst in das Krisenmanagement einbringt, indem er über die mögliche Reichweite seiner Kriegstheorie nachdenkt: „I am convinced that whether or not the book is widely read in the

26 Herman Kahn: *On Thermonuclear War* (1960), 2. Aufl. Princeton: Princeton University Press 1961, S. 54.

27 Ebd., S. 74 („Recuperation and Reconstruction“) und 84 („Bourgeois‘ virtues survive“).

28 Ebd., S. 41.

29 So die Überschrift des ersten Teils, ebd., S. 1: „On the Nature and Feasibility of Thermonuclear War“.

30 Herman Kahn: *Thinking About the Unthinkable*, London: Weidenfeld and Nicolson 1962, S. 127-175.

31 Kahn: *On Thermonuclear War* (Anm. 26), S. X.

United States and Europe, it will be read by some Russians at least, and it will be taken into account by some Soviet military planners.“ Darin liegt eine Gefahr, die Kahn ausdrücklich hervorhebt, wie um die Gefährlichkeit seines Denkens zu unterstreichen: „a book of this character presents a certain danger.“<sup>32</sup> Diese Gefahr ist aber wiederum Teil des Kahn'schen Zukunftskalküls, für das das Wissen um die strategischen Prämissen des Gegners unabdingbar ist. Der theoretisierende Strategie und sein Produkt, *this book*, werden selbst zu Faktoren der Abschreckung.

### Strategie ohne Subjekt?

In seiner Studie *Die neuen Kriege* (2002) stellte der Politologe Herfried Münkler die Frage: „Was lässt sich mit Clausewitz noch erklären?“, und kam zu dem Ergebnis, die „Epoche der Staatenkriege“ sei „definitiv zu Ende“. Mit den an ihre Stelle getretenen *asymmetrischen Kriegen* würden die etablierten strategischen Verhältnisse umgekehrt: „Die neuen Kriege führen sich selbst, und die an ihnen Beteiligten werden geführt.“<sup>33</sup> Historische Tiefenschärfe erhält dieser Befund durch den Vergleich mit den Kriegen *vor* der Epoche des staatlich kontrollierten Militärwesens, insbesondere mit dem Söldnersystem des Dreißigjährigen Kriegs. Die aktuelle Tendenz zur „Privatisierung und Kommerzialisierung“ erschließt sich demnach besonders deutlich im Rekurs auf die „Kriegsunternehmer“ des 17. Jahrhunderts – Münkler nennt wiederholt Albrecht von Wallenstein – mit ihrer Devise, dass der Krieg selbst es sei, der den Krieg ernähren müsse.<sup>34</sup> Der historische Vergleich belegt allerdings auch die wichtige Rolle „charismatischer Führer und genialer Organisatoren“,<sup>35</sup> die Münkler etwa in den heutigen Warlords verkörpert sieht, womit die These von den sich selbst führenden Kriegen in gewisser Weise wieder eingeklammert wird.

Insgesamt scheinen die ‚neuen Kriege‘ nicht so sehr von einem Entzug, sondern von einem veränderten Status der Strategie und somit auch des Strategen gekennzeichnet zu sein. Genauer gesagt lautet die Frage, ob man die Strategien asymmetrischer Kriege – oder auch „Strategien der Asymmetrisierung“<sup>36</sup> – überhaupt noch auf einzelne Autoritäten zurechnen kann. Mit Blick auf die „nichthierarchische[n] Netzwerkstrukturen“ des internationalen Terrorismus bemerkt Münkler, dass hier oft ein dahinterstehender „politischer Wille letzten Endes konstruiert und personalisiert werden [muss], um den Gegner identifizierbar und damit bekämpfbar zu machen.“ Auch jenseits dieser Konstruktion von Terroristenführern als strategischen Subjekten gebe es aber eine historische Entwicklung des Terrorismus „vom

32 Ebd., S. IX.

33 Herfried Münkler: *Die neuen Kriege* (2002), Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2014, S. 59f. Münkler verweist dort zustimmend auf Martin van Crefeld: *Die Zukunft des Krieges*, übers. von Klaus Fritz/Norbert Juraschitz, München: Gerling 1998.

34 Ebd., S. 33 und 81.

35 Ebd., S. 87.

36 Ebd., S. 49.

taktischen Element zur politisch-militärischen Strategie“, für die „die Terroraktionen selbst den operativen Mittelpunkt des ‚Kriegsplanes‘“ bildeten<sup>37</sup> – wobei der Clausewitz'sche Begriff hier nur noch in Anführungszeichen erscheint. Die von Münkler genannten militärischen Details der ‚neuen Kriege‘, vor allem die immer wieder betonte leichte Bewaffnung und hohe Beweglichkeit der Truppen, sprechen jedenfalls deutlich für ein Primat der Taktik über die Strategie.

Demgegenüber ist der ‚Krieg gegen den Terror‘ mit einer Aufrüstung verbunden, die zur immer weiteren Automatisierung dieses Krieges seitens der beteiligten Staaten, vor allem der USA, führt. Der Philosoph Grégoire Chamayou hat in seiner *Theorie der Drohne* die Frage nach den militärtechnischen, ethischen und souveränitätstheoretischen Implikationen der Benutzung von *target drones*, also von waffentragenden ferngesteuerten Flugzeugen, aufgeworfen. Dieser Waffentypus radikalisiere den „Krieg auf Distanz [...], bis schließlich der Kampf abgeschafft wird“; damit gerate „die Vorstellung des ‚Kriegs‘ selbst in die Krise“.<sup>38</sup> In solchen Bemerkungen wird deutlich, dass sich Chamayous Begriff von Krieg letztlich vom Clausewitz'schen Duell-Paradigma herschreibt,<sup>39</sup> weshalb er auch der populären Ansicht, die Drohne sei die „Waffe des Feiglings“, in der Substanz nicht widerspricht.<sup>40</sup> In der Tat ist es aber eine drängende Frage, was es bedeutet, selbststeuernden Waffen mehr und mehr Handlungsmacht zu übertragen und individuelle Verantwortung an sie zu delegieren. Mittlerweile weitgehend oder sogar vollständig automatisiert sind, nach Chamayous Darstellung, die Dauerüberwachung des potenziell feindlichen Geländes, das Aufspüren einzelner Individuen mittels Anomalien-Erkennung und die Aktivierung von Einsatzfeldern, sogenannten *kill boxes*, innerhalb der zuvor definierten Konfliktzone. Das „Töten aus der Entfernung“ wird noch von den menschlichen Einsatzkräften übernommen, ist aber durch den Drohneneinsatz bereits sehr weitgehend mediatisiert.<sup>41</sup>

Die *agency* der Drohne funktioniert unmittelbar ‚echtzeitig‘, scheint also ganz im Bereich der Taktik angesiedelt zu sein. Man könnte daher vermuten, dass das Hauptproblem des Drohneneinsatzes in der ungebundenen, nicht mehr kontrollierbaren Proliferation militärischer Einzelhandlungen besteht. Chamayou hingegen sieht das eigentliche Dilemma auf strategischer Ebene, im durchgreifenden Regime der präventiven „Strategie der militarisierten Menschenjagd“.<sup>42</sup> Dies führe zu einer so noch nicht gekannten Autorisierung der Strategen: Da die von den einzelnen Drohnen übertragenen Bilder nicht nur für die Piloten und Operatoren dieser Drohnen, sondern prinzipiell auch für den Generalstab jederzeit sichtbar

37 Ebd., S. 176, 182 und 187.

38 Grégoire Chamayou: *Ferngesteuerte Gewalt. Eine Theorie der Drohne* (2013), übers. von Christian Leitner, Wien: Passagen 2014, S. 29.

39 Clausewitz: *Vom Kriege* (Anm. 14), S. 27: „Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf.“

40 Chamayou: *Ferngesteuerte Gewalt* (Anm. 38), S. 29, vgl. zu Clausewitz ebd., S. 44f.

41 Vgl. ebd., S. 33-70, S. 125-134.

42 Ebd., S. 46.

seien, entstehe eine „völlige Verwirrung der Kommandoebenen, wo das Strategische sich plötzlich in taktische Entscheidungen auf unterster Ebene einmischt.“<sup>43</sup>

Chamayous kritische Theorie der Drohne zielt darauf, „jene strategischen Entwürfe zu erkennen, welche die technischen Entscheidungen beherrschen“. Sie zielt darauf, wie es ausdrücklich heißt, „in strategischer Weise“. Gegen die militärische Strategie der neuen Kriege wird also eine philosophische aufgeboten, die ihrerseits dezidiert militärisch verfährt. Wenn Chamayou notiert, die Philosophie sei, „mehr denn je, ein Schlachtfeld“ und man müsse sich „ins Getümmel stürzen“, unterläuft ihm das bellizistische Vokabular keineswegs unbeabsichtigt. Vielmehr ist es integraler Bestandteil seines „offen polemisch[en]“ Projekts, „all jene Frauen und Männer“ mit „diskursivem Werkzeug“ zu versorgen, die gegen die Politik der Drohne antreten wollen.<sup>44</sup> Hier wird einmal mehr der Strategietheoretiker selbst zum Strategen. Sein Ziel ist die Mobilisierung all derer, die seine kritischen Analysen als Vorgaben zum taktischen Handeln verstehen wollen.

---

43 Ebd., S. 222f.

44 Ebd., S. 28f.